Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bin der erste; das letzte Wort ist mein. Sicherlich, dieses hochmütige Motto tötet die großen europäischen Sammler. Wer zahlt, ist Herr; und Pierpont Morgan zahlt stets die höchsten Preise. In diesem Sinne gehört das letzte Wort ihm. Wir aber sind die ersten. Nicht nur deshalb, weil wir das Kunstwerk durch unsere Tradition erzeugten, sondern vor allem aus deshalb, weil wir es entdeckten und ihm den Wert gaben, den Pierpont Morgan dafür bezahlt. Hedwig Correvon

Bücherschau

„Pandora“ geleitet von Oskar Walzel. Im Verlage von Eugen Rentsch in München erscheint unter diesem Titel eine Folge von schmucken Bändchen, die in kurzer, knapper Zusammenfassung abgerundete Bilder, wissenschaftliche Monographien darstellen sollen, in denen ein Stück Geistesgeschichte sich spiegelt. Es sollen nicht mehr oder weniger eigenwillige Auswahlen aus dem Gesamtwerk eines Dichters sein, sondern stets soll Einheitlichkeit des Gesichtspunktes, stets ein gewisser, klar umgrenzter Rahmen gewahrt bleiben. Dabei führen nicht die Herausgeber das Wort, sondern die schöpferischen Vertreter von Kunst und Wissenschaft. Die drei bisher erschienenen Bändchen lassen einigermaßen den Geist des ganzen Unternehmens erkennen und liefern den Beweis, daß wir es mit ernsthaften und wertvollen Publikationen zu tun haben, auf deren weitererscheinen man sich freuen kann. Nicht, daß sie eine tiefempfundene Lücke ausfüllen, aber sie werden überall, wo sie hinkommen, Freude bereiten und gleichzeitig anregend wirken. Der Name des Herausgebers bürgt übrigens von vorneherein für eine sorgfältige und gewissenhafte Auswahl des Stoffes. „Heine und die Frau“, ausgewählte Bekenntnisse und Betrachtungen des Dichters, zusammengefügt von Karl Blanck, nennt sich das erste Bändchen, das unter diesem einen Gesichtspunkt einen sehr netten Einblick in den Werdegang und die innern Wandlungen des Dichters verschafft. Größeren Wert müssen wir dem zweiten Bändchen zusprechen, das die vorzügliche Übersetzung von Christopher Marlowes Doktor Faustus durch Wilhelm Müller in einem reizvollen äußern Gewand anbietet. Diese poetisch zusagendste Übersetzung des gewaltigen Faustdramas an Shakespeares Zeitgenossen war bisher nur in den abscheulichen Reklamebändchen zugänglich, denn die Ausgabe von 1818 war kaum mehr aufzutreiben. Diese neue Ausgabe schenkt nun außer dem Drama auch noch die in mehrfacher Beziehung so unendlich wertvolle Einleitung die Achim und Arnim der ersten Ausgabe mitgab. E. Badt, der die Ausgabe besorgte, hat auch eine gut orientierende Einführung beigesteuert.

Einen ebenso wertvollen Beitrag bietet das von M. Joachimi-Dege, der feinsinnigen Literarhistorikerin, besorgte dritte Bändchen, das unter dem Titel „Lessings Religion“ in sorgfältiger Auswahl zusammenstellt, was Lessings Stellung zur Religion in den verschiedenen Jahren und in den Kämpfen mit seinen Feinden kennzeichnet. Gerade bei Lessing halten wir eine solche erleichternde Eselsbrücke für doppelt wertvoll, da wenige nur im Falle sind, selbst sich durch den ganzen

Wust der vielen Streitschriften und Abhandlungen und Briefe durchzulesen, wenn sie auch in prächtigen, goldpreßten Bänden auf jedem „gebildeten" Bücherbrett prangen. Da ist es sehr wünschenswert, wenn der Rufer im Streit für Wahrheit und Vernunft möglichst zugänglich gemacht wird, und daß sein scharf geschliffenes Wort im Zeitalter der preußischen Ketzergerichte nichts an Aktualität verloren hat, zeigt der § 78 aus der wundervollen Schrift über „Die Erziehung des Menschengeschlechts": „Es ist nicht wahr, daß Spekulationen über diese Dinge (die religiösen Offenbarungen) jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachteilig geworden. — Nicht den Spekulationen: Dem Unsinn, der Tyrannei, diesen Spekulationen zu steuern; Menschen, die ihre eignen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen". Man sollte es nicht für möglich halten, daß 150 Jahre, nachdem ein anerkannter Klassiker so etwas schrieb, dieser Unsinn wieder kräftiger als je im sogenannten Protestantismus seine Blüten treiben darf. Wie wird sich die preußische kgl. Orthodoxie freuen, daß der puderzopfige alte Lessing zu den Klassikern einbalsamiert ist!

Bloesch

Rudolf Hans Bartsch. Elisabeth Kött. Roman. Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

In nahezu zwanzig Monaten achtzigtausend Exemplare bei vier Büchern, das ist ein Erfolg, dem wir so bald nicht wieder begegnen werden. Aber ein Erfolg, den ich dem jungen Österreicher Rudolf Hans Bartsch von Herzen gönne. Und noch viel mehr, seitdem ich weiß, daß der also Gefeierte von seines Ruhmes Sonne sich nicht will blenden lassen. Eben als ich mit der „Elisabeth Kött" fertig geworden war, flog mir ein Zeitungsblatt auf den Schreibtisch. Dort erzählt Bartsch, wie er in die Höhe kam. Ein Beitrag zur Psychologie des Glücks ist mir dieser Ausschnitt, der in zwei Teile zerfällt: „Als ich glücklich war und — seit ich Glück hatte." Diese Zweiteilung seiner bisherigen Lebenszeit genügt, um uns einen tiefern Einblick in das Innenleben dieses so plötzlich aufgetauchten Dichters, der zwar schon in seinem Cyrus Wigram ein gut Stück seiner selbst uns gegeben hat, zu verschaffen. Nicht der äußere Erfolg macht Bartschs Glück aus. Das liegt schon so weit zurück. In jenen Tagen, da er den Dichter in sich werden fühlte. In jenen Tagen der Entdeckung, der erkennenden Kritik. Da Norwegens greiser Björnson dem jungen Kollegen seine Grüße sandte, da Peter Rosegger, der Steirer, mit dem Schnellzug nach Wien gefahren kam, um dem Verfasser der „Zwölf aus der Steiermark" die Hand zu drücken. Das war das Glück. Was dann kam, war Treibhausatmosphäre. Künstliche Ernährung der Wurzeln des Baumes, dessen Anpflanzung sich rentieren mußte. Denn dann büßt der Dichter: „Ich habe mich schuldig gemacht und meine Kunst befleckt." Das ist der Zwiespalt, der des Dichters Seelenruhe peitschte. Es galt doch zu leben! Und das Leben stellt an die Gefeierten erhöhte Anforderungen. Die Treibhausluft zeitigte Blüten. . . . So war's als er Glück hatte.

Ist diese Buße nicht ehrlich? Bringt sie uns Bartsch nicht unendlich nahe? Und dann sein offenes Geständnis: „Eine Novelle, die ich per muß schrieb, geht ab; sie gefällt mehr als meine heiligsten Gedanken; mein Herz bebt vor Zorn und Scham. Zweimal, dreimal habe ich solch eine Sünde begangen; dergleichen Geschichten kommen mir freilich nie in eine Buchausgabe; nie."

So also schaut es seit sechzehn Monaten in des gepriesensten Dichters Innerstem aus. Denn seit dieser Zeit feiert er. Ver-

lebt den schnöden Mammon. Und wartet auf den still und leise sich ankündenden Tag, der wieder ein Buch aus ihm hervorwachsen lassen wird. So aus heiligster Sehnsucht heraus, wie seine „Zwölf", die „Haindlkinder" und die „Elisabeth Kött" . . .

Ja, diese Kött! Das merkt man dem Buch auf den ersten Blick an: Heilige Sehnsucht nach etwas Großem, hat an seiner Wiege gestanden. Und darum hebt dieser Roman einer Schauspielerin sich weit über Theaterskandale und Kulissenklatsch. Eine Art theatralische Sendung ist das Buch, das in dieser Beziehung seinem großen Vorbilde verwandt, dennoch keine aufdringliche Berührungslinien aufweist, an denen es hinaufklettern müßte.

Elisabeth Kött ist ein Armeleutekind. Sie wird entdeckt und geht den Weg der großen Schauspielerin. Aus Ehrgeiz, nicht des Geldes wegen. Sie wird berühmt. Aber ihr Glück geht über mehr denn einen Menschen. Bis sie einem verblaßten Grafenwappen neuen Glanz gibt. Um auch dann, nach all den Fehlwegen zum Reichtum, zur Selbstanbetung und äußerlichen Wirkung im Durst nach dem Werdenden, dem Außerordentlichen, in der Gesellschaft als Lohn für alle Sehnsucht des Lebens einfachste Lehren einzuheimsen: Da tritt die Erkenntnis, die Umkehr ist, zu ihr. Und wie ehemals die Truppe Wilhelm Meisters, wie vor ihm die englischen Komödianten, will sie ihre theatralische Sendung vollführen. Kraftwagen läßt sie bauen, um mit ihrer eigenen Truppe durch die Lande zu fahren; als wandernde Komödiantin ihre herrliche Kunst zu predigen. Dem deutschen Gedanken will sie die slawischen Länder erobern. Lichterloh wird sie verbrennen, deren Wahlspruch bleibt: „Weiter, weiter". So tritt sie den großen erlösenden Sterbegang an: „Ich will mit meiner Kunst den Kulturgedanken in die Länder dieser irrenden Zeit tragen und für das deutsche Volk Werberin sein."

Das ist Elisabeth Kött.

Viele Menschen gingen über ihre Wege. Ebenso viele Menschen als Wünsche und Sehnsuchten ihr Herz verzehrten. Einer von ihnen geht mit ihr. Das ist Cyrus Wigram, jener Seltsame unter den „Zwölfen". Weltfern, glaubte er Elisabeth für sich verloren. Bis sie am Ende ihrer Straße wieder zu ihm kommt. Denn auch er sehnt sich „nach der Erlösung von den Fabeln dieser Welt". In seiner Einsamkeit hat er ein Buch zum Lobe des Todes geschrieben, und Elisabeth wird dieses Buch spielen, in alle ahnungsreichen Seelen die Sehnsucht nach dem Tode, das Erhabenheitsgefühl des großen Befreiers legen.

Aus der Sehnsucht seiner Elisabeth und seines Cyrus ist dies Buch in Rudolf Hans Bartsch entstanden. Auch die Lieder Peter Strehls, die er hineingeflochten. Von ihnen möchte ich sagen, was Storm in seines Reinhardts Mund gelegt hat: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Maiengrün. . . . Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern . . ." M. R. K.

Gerhart Hauptmann: Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman. S. Fischer, Verlag.

Dieser erste Roman Gerhart Hauptmanns handelt im letzten Sinne von allen geistigen und religiösen Strömungen unserer Zeit. Im Mittelpunkt steht Emanuel Quint. Es hat den Dichter gereizt, aufzuzeichnen, wie Christus heute auf der Welt empfangen würde, wenn er leibhaftig wiederkäme, um unter den „Christen" unserer Gegenwart zu wandeln. Man erkennt deutlich die Übertragung der Erzählung des Evangelisten in das moderne Leben. Auch Emanuel Quint ist der Stiefsohn eines Zim-

mermanns, auch er ist ein vor der Ehe geborenes Kind der Frau, das der Stiefvater aus Gnade bei sich aufgenommen hat. Und auch er wird von einem Vorläufer getauft und lebt vierzig Tage in der Einsamkeit. Dann tritt er hinaus in die Welt. Er tut die Wunder des Heilands — und Hauptmann verfehlt nicht, diese Wunder rationalistisch zu erklären. Er findet Anhänger, erst zwei, dann fünf und immer mehr, man preist ihn als Zauberer, als Wunderdoktor, als Erlöser, als den wiedergekehrten Messias, wie es Christus also verheißen hatte. Quint wehrt sich gegen diesen Glauben des Volkes, er sucht ihn von sich abzustreifen, er sucht, da er im Grübeln darüber immer gewaltiger davon erfaßt wird, ihn symbolisch zu erklären, um am Ende völlig diesem Wahn zu verfallen und allen Menschen ruhig, aber bestimmt entgegenzurufen: ich bin Christus, Gottes Sohn, der Auferstandene, der wiedergekehrt ist, wie euch verheißen ward. Und so zieht Quint durch die Welt, verlacht und verspottet als Narr und Verrückter, verfolgt und bestraft als Gotteslästerer und Ruhestörer, geliebt und verehrt als Heiland und Erlöser. Er, der Reinste, der im Geiste wiedergeborene Christus, wird zuletzt des Lustmordes angeklagt, und er selbst, der nach Erniedrigung und Demütigung lechzt, gesteht das Verbrechen ein. Man findet den wirklichen Mörder und erkennt die Lüge seines Geständnisses. Quint wird aus dem Gefängnis entlassen und zieht bettelnd durch ganz Deutschland, um zuletzt in der Schweiz oberhalb des Gotthardhospizes bei einem Schneegestöber sich zu verirren und in Nacht und Nebel zu erfrieren.

Hauptmann fühlt sich als der Chronist, der diese Geschichte gehört hat und nun wieder erzählt. So hatte auch Kleist von seinem Michael Kohlhaas und seiner Marquise von O . . . berichtet. Aber in diesem Stil schon zeigt sich eine Spaltung, die charakteristisch wird für den ganzen Roman. Nur im Anfang und im Schluß hält der Dichter den erstrebten Erzählerton fest. In der Mitte ergreift er selbst häufiger und häufiger das Wort. Damit steht es in Verbindung, daß der Leser niemals bestimmt weiß, wie der Dichter selbst seinem Helden gegenübersteht. Und es wäre als letzte künstlerische Frage zu beantworten: „Hält Hauptmann Emanuel Quint für einen Messias oder für einen Narren? Ist Quint für ihn eine tragische Gestalt? Ich glaube, daß man diese Frage trotz des Narrentitels durchaus bejahen muß. Denn es steckt allzuviel Persönliches in diesem Heiligen. Leicht lassen sich die Momente aufzeigen, die beweisen, wie nahe sich der Dichter seinem Helden verwandt fühlte. Emanuel Quint muß für Hauptmann wenigstens in der Konzeption ein verbannter Messias gewesen sein.

In erster Linie also findet der Roman in der religiösen Bewegung unserer Zeit seine Quelle. Hauptmann wollte ein ganzes, geschlossenes Weltbild geben. Er, der Dichter der „Weber", rollt hier wiederum die soziale Frage auf, er, der Schöpfer des „College Crampton" und des „Michael Kramer" führt uns in die Kreise moderner, dekadenter Pseudokünstler. Gewaltig ist das Leben des Armen in den schlesischen Gebirgen vor uns hingesetzt. Man bekommt Magenknurren, wenn man von ihrem Hunger und Elend liest. Man spürt Hauptmanns grenzenlose Menschenliebe, wenn er von der Sehnsucht ihrer Seelen erzählt. Hier finden sich Stellen, welche zum Schönsten gehören, was dieser größte deutsche Poet unserer Tage geschaffen hat. Viel schwächer ist die Schilderung der Bohèmkreise in Breslau. Hier erkennt man, wie fremd er im letzten Grunde diesen Menschen ist. Und wie gleichgültig sein Auge und Ohr wird, wenn sein

Herz nicht sehen und hören will. Es sind fast durchweg Karikaturen, die er in dieser Breslauer Künstlermenagerie vor uns hinstellt. Man denkt an Gulbranson, den Simplizissimus . . .

Man braucht nicht zu betonen, daß wunderbare Kapitel in diesem Romane Hauptmanns stehen. Das ist selbstverständlich. Die Blutswärme seiner Menschen, die Linien seiner Landschaften, die psychologische Darstellung aller Regungen in der Seele des einzelnen und der großen Masse sind unvergleichlich. Und doch wird dieser Roman keine große Resonanz finden: weil er zu schwer ist, zu vollgepackt, zu sehr erfüllt mit erdenschwerer Realität. Bisher erschien uns Hauptmann immer als Lyriker, ob er uns als Dramatiker oder als Novellist kam. Immer wieder packte er mit leisen Worten, die auf Taubenfüßen kamen, unser Herz, denn diese flossen wie Tränentropfen aus seinem Herzen. Diesmal kommt er uns als absoluter Epiker. Und man bewundert seine hohe Kunst, aber man bleibt kühler, ruhiger, objektiver. Nur ein feines Ohr hört leise die Pulsschläge von des Dichters Herzen. Er hat es im tiefsten Untergrunde versteckt. Mit Absicht und voll Bewußtsein, weil er uns als Epiker erscheinen wollte und durchaus erscheint.

Ich liebe diesen Roman von Emanuel Quint, dem Narren in Christo, nicht, die ich die „Einsamen Menschen" und den „Michael Kramer" liebe. Und doch weiß ich gewiß, daß ich das Buch noch einmal lesen werde und noch viele, viele Male. Man muß vor diesem Buche sitzen wie vor einem klassischen Gemälde: man muß warten bis es zu uns spricht. Man kommt ihm näher, je länger und häufiger man es betrachtet. Man muß reif werden für dieses Buch, der einzelne und die Zeit. Denn dies fühlt man mit instinktiver Sicherheit trotz aller kritischen Einwände, daß dieses Buch bleiben wird und wachsen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt.

K. G. Wndr.

Karl Bleibtreu: „Die Auskunftei", Roman. 472 S. Bei Georg Müller, München und Leipzig.

Ein neuer Bleibtreu! Der wievielte im Verlaufe von wenigen Jahren! Und doch nicht weniger lebenstrotzend, nicht weniger reich an dramatischer Kraft und Wucht, an außergewöhnlich scharfen Beobachtungen, genialen Geistesblitzen, schrankenlosem, scheinbar das ganze Universum umspannendem Wissen! Und da wagen es mißgünstige Ignoranten noch, von „Vielschreiberei" zu reden! Als ob ein Hans Thoma, Richard Wagner, Henrik Ibsen weniger fleißig gewesen wären! Als ob nicht jeder Große im Vaterlande der Künstler und Geistesheroen den unbezähmbaren Drang in sich hätte, zu produzieren, ohne Aufhören, so lange seine ursprüngliche Kraft noch unvermindert, unverbraucht! Als ob eine immer noch und trotz vielfacher heimtückischer Angriffe aus dem Hinterhalte ungeschwächte und ungebrochene Kraft- und Kämpfernatur vom Schlage eines Bleibtreu sich in ihren besten Jahren auf die faule Haut legen könnte, auch wenn sie offiziell das volle Recht dazu hätte! Wahrlich, die so denken, die zeigen für künstlerisches Genie recht wenig Verständnis, und ihr Reich ist von einer andern Welt. Wohl haben Musset und Rossini u. a. m. schon frühzeitig ihre Waffen in die Rüstkammer getragen — der wahrhaft Schaffende hört gleich einem Goethe, Schiller, Tolstoi und Ibsen erst mit seinem Leben auf, das ihm nur Mittel zum Zweck ist und sein kann: zum immer neu wiederholten geistigen Schöpfungsprozesse . . .

Bleibtreu ist der geborene Dramatiker. Das zeigt auch wieder sein neues Opus, dieser sogen. Roman mit seiner fast

durchgehenden Dialogform und seinen durch und durch für die Bühne gedachten Situationen und Geschehnissen. Von der epischen Erzählungsform im konventionellen Sinne findet sich da ebensowenig, wie von einem ruhig und sanft verlaufenden, in wohl abgewogene Kapitel gegliederten Flusse der Erzählung. Plastisch und lebensvoll treten die einzelnen Figuren vor uns hin, nicht durch das Medium epischer Beschreibung, sondern vielmehr durch das dramatischer Gestaltung: durch Wort und Tat, uns vermittelt. So erhält man von der Lektüre nicht sowohl den Eindruck einer Erzählung, als den eines Dramas, und es brauchte keines allzugroßen Geschickes, um aus diesem immerhin nicht uneinheitlichen Ganzen mit wenigen furchtlosen Strichen ein nicht weniger einheitliches, außerordentlich wirksames und handlungsreiches Bühnenstück herauszuschälen. Daß der Dichter trotzdem nicht die dramatische Form wählte, das läßt sich nur begreifen, wenn man in Betracht zieht, wie manches, das zum Schlagendsten und Bedeutendsten des Romanes zählt, alsdann ungesagt hätte bleiben müssen. Und Bleibtreu hat etwas zu sagen. Das beweist jedes seiner Werke von neuem, mag es nun ein Drama oder Roman, eine Kriegserzählung oder ein literarischer Essay sein. Immer und überall ist seine Lektüre Gewinn, ist sie in höchstem Maße instruktiv. . . .

So auch dieser neue Roman. Was seinen Hauptwert ausmacht, das sind die rücksichtslos offen und mit erstaunlicher Kraft der Objektivität gezeichneten korrupten Verhältnisse in Parteipolitik, Adel, Gesellschaft und Geschäftsverhältnissen Deutschlands, vor allem des Sündenbabels Berlin. In diesem Sinne ist der Roman selbst schon eine „Auskunftei", die jedermann mit gleichem Gewinn zu Rate ziehen wird. Auf seinen dichterischen Kern, der trotz des vielen und mannigfaltigen geistigen und geistreichen Beiwerks stets die ihm gebührende erste und am weitesten und eindringlichsten sichtbare Stellung im Ganzen bewahrt, hier einzugehen, ist bei der großartigen Fülle der Geschehnisse, deren innere und äußere Spannkraft mit der Seitenzahl steigt, schlechterdings unmöglich. So viel aber mag gesagt sein, daß es sich um ein Pendant zu Ibsens Epilog „Wenn wir Toten erwachen" handelt. Wie dort, so platzt auch hier eine längst verschollene Jugendliebe in die gärende Situation, um diese auf ganz ähnliche Weise zur Explosion zu bringen. Ja, die Verwandtschaft erstreckt sich selbst auf die Charaktere und ihre Gruppierung, ohne daß indes — bei Bleibtreu übrigens selbstverständlich — von einer Anlehnung oder gar bloßen Wiederholung die Rede sein könnte. Das verhindert schon die Verschiedenheit der Probleme, die sich die beiden Dichtungen stellen und die bei Bleibtreu geradezu kosmopolitisch umfassende Kraft gewinnen. Wie in seinen andern epischen Werken, so dominiert auch hier die Satire, deren scharfe Lauge der Dichter über alle Verhältnisse und Personen ausgießt. Daß der Schuft und Folterknecht von einem Auskunfter — ein Prachtexemplar dieser gemeinschädlichen und hassenswürdigen Inquisitoren" — dabei am schlechtesten wegkommt, versteht sich. Doch auch der Vertreter Schallersberg des bornierten Feudaladels und Offiziers, die oberflächlich-kokette Salonlöwin Helene, deren versorgungsbedürftige Mutter sowie die ganze „höhere" Gesellschaft können sich kaum über vernachlässigte Würdigung beklagen. Es ist für Bleibtreu sowohl, wie für die von ihm geschilderten Verhältnisse charakteristisch, wenn unter der Unmasse agierender Personen des Romanes nur zwei Paare un-

sere Sympathie zu erlangen vermögen: der generöse Eberhardt, der eigentliche Held der Dichtung, seine erste Gattin Leonora, der Legationsrat Ellers und dessen Zukünftige: Cäcilie. Welch ein Wall von Schmutz und Unflat die andern Figuren von ihnen trennt, das zu erfahren verlohnt sich reichlich. Wer hätte nicht schon ähnliche Verhältnisse kennen gelernt, wer nicht schon ähnliche Charaktere! Es gehört wahrlich nicht zu den kleinen Vorzügen des neuen Bleibtreuschen Werkes, daß es allgemein Gültiges in plastischer Form darbietet, einer Form, der der Georg Müllersche Verlag ein nicht unwürdiges Gewand geliehen.

Dr. S. Marcus

Roman Woerner: Henrik Ibsen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Im Jahre 1900 hatte der frühere Freiburger Literarhistoriker Roman Woerner den ersten Band seiner großangelegten Ibsen-Biographie veröffentlicht, dann aber während zweier Lustren die Leser seines große Hoffnungen erweckenden Werkes vergeblich auf den Schlußband warten lassen. Jetzt endlich ist er erschienen: Und diese Verzögerung hat dem Verfasser nicht nur zehn reiche Arbeitsjahre geschenkt, während derer er sich immer tiefer und inniger in seine Aufgabe hineingelebt hat, sie hat ihm vor allem einen gewaltigen Zuwachs an Material gebracht: Ibsens gesamten Nachlaß, den Roman Woerner selbst zum Teil ins Deutsche übertragen hat. So wurde eine Vollständigkeit der Darstellung erreicht, welche ohne Kenntnis dieser zahllosen Aufzeichnungen und Skizzen, Entwürfe und Varianten unmöglich gewesen wäre.

Der erste Band untersucht die historischen und philosophischen Dramen Ibsens in allen ihren Voraussetzungen, literarischen wie biographischen, der zweite die modernen Bühnenwerke bis zu „Wenn wir Toten erwachen". Der Zeit nach umfaßt der erste Band die Jahre 1828 bis 1873, der zweite die Jahre 1873—1906, doch ist in richtiger Erkenntnis der „Bund der Jugend", der schon 1869 erschien, in den zweiten Band hinübergenommen. Woerner will so zugleich, wie er in der Einleitung des zweiten Bandes ausführt, den norwegischen und den europäischen Ibsen scheiden. Als Verfasser der „Nordischen Heerfahrt" und der „Kronprätendenten", der Dichtungen „Brand" und „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer" wäre für ihn, Ibsen, immer nur ein hervorragender skandinavischer Dramatiker geblieben, durch die modernen Dramen erst sei er unleugbar ein Bühnendichter von europäischer Bedeutung und europäischem Einfluß geworden. Man findet also in Woerners Buch diese Ansicht vertreten, welche in unsern Tagen immer mehr Boden gewinnt und die in Deutschland auch in Alfred Kerr einen begeisterten Verfechter gewonnen hat: Der Kritiker der Gesellschaft ist der europäische Ibsen. Ich selbst teile diese Ansicht nicht. Es spricht gegen diese Würdigung Ibsens vor allem seine eigene Rückkehr zur Neuromantik in seinen Alterswerken, wenn freilich auch in diesem Motive aus den Dramen seiner mittleren Schaffenzeit nachklingen. Ein letztes Urteil hierüber wird erst die Nachwelt abgeben können; erst sie, für die in Ibsens Dramen berührten gesellschaftlichen Kämpfe hoffentlich einer überlebten Vergangenheit angehören werden, wird entscheiden können, ob der Dichter des „Brand" und „Peter Gynt" oder der Schöpfer der „Stützen der Gesellschaft" und der „Wildente" künstlerisch höher steht.

Auf einen Grundsatz, dem mit Freuden zuzustimmen ist, beruht Woerners großangelegtes Werk: „Künstler ist dieser Tendenzdramatiker geblieben, bis er den Stift aus der Hand legen mußte, Künstler und Menschenschilderer. Die Kraft des Exempels, den Ideengehalt fürchtet er nicht zu schmälern durch unbedenkliche Lebenstreue, durch realisti-

sche Schilderung". Von dem Künstler Ibsen spricht Woerners Werk, der Mensch steht im Hintergrunde und wird nur zu Erklärungen der Dichtungen herangezogen. Kein einziges Kapitel ist rein biographisch. Woerner hatte Besseres zu geben als Zahlen und Namen; aber außerordentlich geschickt hat er auch Einzelheiten aus dem Leben des einsamen Grüblers in die Untersuchungen der Dramen verflochten. Jeder Abschnitt gehört einem Drama, nur als Einleitungen zu den beiden Bänden hat Woerner die norwegischen Vorläufer Ibsens flüchtig vorüberziehen lassen und Ibsens Bedeutung als nordischen und europäischen Dichter untersucht. Meisterhaft sind Woerners Analysen der Dramen. Es war ein glücklicher Zufall, daß der Nachlaß für die historischen Dramen in dem längst veröffentlichten ersten Bande nur wenig neues Material brachte, freilich muß auch hier manches bei einer Neuauflage geändert werden. So konnte Woerner 1900 über das inzwischen veröffentlichte Drama „Johannisnacht" nur noch „Inhaltsangaben und Stilproben urteilen." Allerdings hat er auch so geahnt, daß der Dichter Paulsen die interessanteste Persönlichkeit ist, die vorwärts weist bis zu Hjalmar Ekdal. Darin liegt überhaupt die größte Bedeutung dieses Werkes: daß es Woerner in seltener Weise versteht, die Gestalten Ibsens auf die Grundelemente ihres Seins zurückzuführen, sie so in den verschiedensten Verkleidungen wieder zu erkennen und dadurch die Linien in Ibsens Schaffen deutlich und zweifellos darzulegen. Woerner hat ein Buch der Liebe und Verehrung des Verstehens und der Kritik geschrieben, die beste Arbeit, die wir bisher über Ibsen besitzen, ein Werk, das selbstverständlich nicht für alle Zeiten, die klassische Biographie Ibsens bleiben wird, an dem aber kein Ibsenforscher jemals wird vorübergehen können und das man immer als ein Denkmal echter deutscher Gelehrtenarbeit, ernster Versenkung und feinfühligen Nachempfindens mit hohen Ehren nennen wird. K. G. Wndr.

Wilhelm Heinrich Wackenroders Werke und Briefe. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Die Poesie der deutschen Romantik hat in dem so jung verstorbenen Wackenroder ihren seelenvollsten Ausdruck gefunden. Von seinem traurigen Leben erzählen seine Briefe an den einzigen Freund Ludwig Tieck, von seinen Wünschen, Hoffnungen und Träumen seiner „Herzensergießungen" und die „Phantasien über die Kunst". Hier spricht ein echter Dichter zu uns, der an dem harten Leben zerbrach, ein Romantiker, den seine Träume doch im Tode noch das Leben überwinden ließen. Nicht nur als Dichter behält er seine Bedeutung. Wackenroder und Tieck waren es, die auf einer Reise durch Nürnberg die alte deutsche Kunst wieder entdeckten und also zum Verkünder eines Albrecht Dürer wurden. Von dieser wiedergefundenen Kunst spricht er in begeisterten Worten in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Als Herausgeber der geschmackvoll ausgestatteten Neuausgabe zeichnet Friedrich von der Leyen. K. G. Wndr

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid.** Schriftleitung: Dr. **Hans Bloesch. Alle Zusendungen sind unpersönlich an die Schriftleitung „Die Alpen" in Bern zu senden.** Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von Dr. **Gustav Grunau** in **Bern.**